



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Kanzlerwechsel

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

die modernes Leben, jüngstes, allerjüngstes Leben behandeln, so läßt sich eine entschiedne Abnahme ihrer Zahl feststellen. Das wäre nun ja an sich höchst erfreulich, wenn sich die übrigbleibenden Leistungen dieser Gattung als um so lebenskräftiger, künstlerisch wertvoller erwiesen. Da dies nicht der Fall ist, so können wir die Liebhaber des historischen Romans nur damit trösten, daß es ganze Reihen guter älterer Schöpfungen giebt, die man freilich suchen muß, weil sie eben nicht von heute und gestern sind, und weil wir es beinahe so weit gebracht haben, daß eine gewisse Art von moderner Bildung sich schämt, auch das beste Buch zur Hand zu nehmen, wenn es nicht frisch vom Markte kommt.



Der Kanzlerwechsel



er Sturz des Grafen Caprivi — denn ein solcher ist es offenbar — hat alle Welt überrascht. Am Anfang der Woche hatte er noch über seinen entschiedensten Gegner gesiegt, und noch vor ihrem Ende war er außer Amt. Wir können daher nicht glauben, daß die Frage, wie man den „Umsturzparteien“ entgegenzutreten müsse, seine Entlassung herbeigeführt hat, und halten daher auch die Befürchtung, es könne auf seinen Rücktritt eine sogenannte reaktionäre Wendung folgen, nicht für begründet. Stünde eine solche bevor, so würde er seinen Abschied, den er, wie es heißt, schon nachgesucht hatte, bereits am Dienstag erhalten haben. Auch Fürst Bismarck ist nicht wegen der sozialen Frage gefallen, obwohl diese den letzten Anstoß gegeben hat, sondern aus andern, tiefern Gründen, auf die hier weiter nicht einzugehen ist. Solche liegen offenbar auch hier vor, nur daß sie ganz andrer Art sind als bei Fürst Bismarck. Graf Caprivi hat seine Erfolge und seine Verdienste gehabt. Er hat, was wenigstens in vieler Augen ein Verdienst ist, die Handelsverträge durchgesetzt und die Heeresreorganisation gedeckt; er hat — und das ist vielleicht das beste — trotz aller Angstrufe der bürgerlichen Parteien auf jede Gewaltmaßregel gegen die Sozialdemokratie verzichtet und, statt durch neue Zwangsgesetze aus ihren Führern Märtyrer zu machen, die Bewegung sich selbst überlassen, ohne daß sie dadurch irgendwie gefährlicher geworden wäre. Aber ein großer Staatsmann ist er nicht gewesen. Er hat weder den Pulsschlag der Nation recht gefühlt, noch hat er jemals eine Spur von nationalem Schwunge verraten; er trat für nationale Dinge immer nur mit der Wärme ein, die ihm sein Amt zur Pflicht machte, und er konnte zuweilen wohl heftig werden, aber er wurde niemals warm und

riß niemals mit sich fort. Ein Staatsmann, der wirklich mit seiner Nation fühlte, hätte niemals jene berufenen Uriasbriefe dem Fürsten Bismarck voraus nach Wien geschickt, die ihm viele niemals verziehen haben. Das mag man Gefühlspolitik scheitern, aber auch in der Politik hat das Gefühl ein Recht und ist oft eine Macht, namentlich das Gefühl der Dankbarkeit für den Begründer unsrer nationalen Einheit, das hier in unbegreiflicher und noch dazu ganz überflüssiger Weise verletzt worden ist. Und was ist Vaterlandsliebe und Begeisterung anders als ein Gefühl? Mit solchen Imponderabilien wußte Fürst Bismarck gewöhnlich besser zu rechnen. Nichts hat dem Kanzler in weiten Kreisen mehr die Sympathien entfremdet als dieser Vorfall. Auch die Vertretung der Militärvorlage in der offiziellen Presse mit ihren wunderlichen Urteilen über den Wert der Landwehr, die man doch zunächst, vielleicht nicht mit Recht, auf Caprivis Rechnung setzte, zeigte ein sehr geringes Verständnis dessen, was in der Empfindung des Volkes lebte. Aber auch sonst geriet der Kanzler gerade mit den Parteien und Bevölkerungsgruppen in Konflikt, die nun einmal das Reich mit geschaffen haben und es nach wie vor werden stützen müssen, und er entfremdete sich völlig jenen preussischen Adel, der zwar in der Verfechtung seiner Interessen genau so selbstsüchtig und eigennützig sein mag, wie irgendwelche bürgerliche Partei, aber mit dem Staate unzertrennlich verwachsen und ihm unentbehrlich ist. Schließlich wurden die Mehrheiten, mit denen er seine Vorschläge im Reichstage durchbrachte, so sonderbar in ihrer Zusammensetzung, daß man sich zweifelnd fragen mußte, wie denn in dieser Weise noch weiter regiert werden solle. Die Erkenntnis, in eine immer schwieriger gewordene Lage geraten zu sein, hat jedenfalls ganz wesentlich zur Trennung des Reichskanzleramts von der preussischen Ministerpräsidentschaft geführt, die doch schon einmal durch die Erfahrung als undurchführbar erkannt worden war. Damit aber löste sich der unentbehrliche feste Zusammenhang der deutschen und der preussischen Politik, und der Reichskanzler verlor den Rückhalt an seinen preussischen Kollegen wie den bestimmenden Einfluß auf sie; er stand ebenso in der Luft wie ein deutscher Kaiser, der nicht zugleich König von Preußen wäre, und verwickelte sich schließlich mit Graf Eulenburg in eine Preßfehde, die alles andre eher als Vertrauen und Hochachtung erweckte.

Die auswärtige Politik Caprivis ist vor allem von der fremden Presse mit warmen Lobsprüchen bedacht worden; nationalgesinnte Kreise hatten leider oft das Gefühl, daß unser Reich sich nicht mehr auf der Höhe seines alten Ansehens befinde. Die Handelsverträge mit Oesterreich und Rußland mochten notwendig sein; daß die deutschen Unterhändler aber den fremden nicht gewachsen gewesen sind und daher mehr Zugeständnisse als nötig gemacht haben, das wird mit Grund behauptet. Und einem andern Staatsmanne, der die fremden Höfe besser kannte und ihnen besser bekannt war, wäre es wohl auch gelungen, die russisch-französischen Verbrüderungsfeste von Kronstadt und Toulon

zu hindern. Völlends, welcher Deutsche, der eine energische expansive Politik und also eine Kolonialpolitik im großen Stile für notwendig hält, hätte in diesem Punkte nicht Grund zum Unmut gefunden! Das ostafrikanische Abkommen vom Juli 1890 zu verteidigen, wagt heute kaum jemand mehr; die Verträge über Südwestafrika und das Kamerungebiet verrieten dieselbe Nachgiebigkeit, die allmählich die andern Kolonialmächte daran gewöhnte, über uns Deutsche zu höhnen wie früher, nachdem der erste Anlauf so rasch aufgegeben worden war, und Graf Caprivi selbst hat aus seiner Abneigung gegen koloniale Erwerbungen gar kein Hehl gemacht. Woher sollte da die Achtung vor uns und das Vertrauen auf deutsche Unternehmungen kommen! Und das Überwuchern des Formalismus und „Affessorismus“ in den Kolonien, der schließlich im „Falle Leisi“ gipfelte, fällt doch auch am letzten Ende ihm mit zur Last. Kurz, es hatte sich weiter Kreise ein Gefühl der Unsicherheit und Verdrossenheit bemächtigt, das im höchsten Grade schädigend und verwirrend wirkte. Graf Caprivi war eben niemals ein nationaler Staatsmann im vollen Sinne des Wortes. Er war überhaupt in erster Linie stets Soldat, er hat, wie es scheint, den Grundsatz des militärischen Gehorsams allzusehr auf seine Stellung als Minister übertragen, obwohl er doch dadurch seine eigne verfassungsmäßige Verantwortlichkeit nicht im geringsten verminderte, und er ist offenbar dazu gekommen, nicht bloß, weil er rein soldatisch dachte, was ein Minister nicht darf, sondern weil ihm nach seinem ganzen Entwicklungsgange das Maß von selbständiger staatsmännischer Erfahrung abging und abgehen mußte, das zur Begründung einer festen politischen Überzeugung in den wichtigsten Fragen notwendig ist.

Sollten diese Dinge, die vor aller Augen liegen, dem Kaiser entgangen sein? Das ist doch ganz undenkbar, und darin sehen wir den letzten Grund des Kanzlerwechsels. Schon einige der letzten Maßregeln unsrer überseeischen Politik, der energische und wirksame Protest gegen das englisch-kongoleisiche Abkommen, die Vereinigung eines ansehnlichen Geschwaders in den ostasiatischen Gewässern, die sofortige Entsendung zweier Kriegsschiffe nach der Delagoabai und das entschiedne Auftreten in der samoanischen Sache verrieten eine festere Hand, als wir seit Jahren in diesen Dingen gewöhnt waren. Der entscheidende Entschluß allerdings mag im letzten Augenblick rasch und plötzlich gefaßt worden sein, als dem Monarchen deutlicher als jemals die Unmöglichkeit, die Trennung des Reichskanzleramts und der preußischen Ministerialpräsidentschaft ferner aufrecht zu erhalten, vor Augen trat, aber wir meinen, daß er längst vorbereitet war. Vor allem die Wahl des Nachfolgers ist so schnell und doch mit so sicherem Takt und so glücklichem Griff getroffen worden, daß sie unmöglich einem plötzlichen, unvorbereiteten Entschluß entsprungen sein kann. Fürst Hohenlohe ist ein alter Arbeitsgenosse Fürst Bismarcks. Er hat an der Errichtung des Reichs werththätigen Anteil genommen, er hat an der Spitze des bairischen Ministeriums und der Verwaltung Elsaß-Lothringens

gestanden, wo er für die innerliche Gewinnung des Landes großes geleistet hat, er ist dem parlamentarischen Leben als Vizepräsident des Reichstags nahe getreten und hat als deutscher Botschafter Frankreich, unser wichtigstes Nachbarland, genau kennen gelernt. Und er ist zugleich, und das ist nicht das geringste, vom höchsten deutschen Reichsadel, von jenem Adel, der lange dem alten Reiche wertvolle Kräfte gestellt, dann in den kleinen Verhältnissen deutscher Mittelstaaten, denen er sich nur großend unterwarf, keine seiner Bedeutung entsprechende Stellung gefunden hat und jetzt wieder mit Vorliebe in den Dienst des neuen Reiches und Preußens tritt, mit dem schon einmal ein Fürst Hohenlohe seinen Namen, allerdings in unglücklichster Stunde (1806), eng verknüpft hat. Als Standesherr hat er die mannichfachen Beziehungen zu den leitenden Kreisen, als Großgrundbesitzer steht er fest auf dem vaterländischen Boden und gehört den Schichten an, auf denen ein monarchischer Staat in erster Linie beruht. Daß er Süddeutscher ist und Süddeutschland kennt, wird hoffentlich dazu beitragen, dem albernen Gerede von der „Verpreußung“ Deutschlands zu steuern und besonders im Süden den besten Eindruck machen. Kurz, Fürst Hohenlohe scheint uns alle die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Wirksamkeit in sich zu vereinigen, die bei seinem Vorgänger zu vermissen waren, und wir begrüßen deshalb den Kanzlerwechsel mit Freuden. Vollends in dem schicksalsvollen Augenblicke, wo der Tod des Zaren alle Welt in gespannte Erwartung versetzt hat, bedarf es mehr als je einer erfahrenen und festen Hand. Wir hegen das feste Vertrauen, daß es unserm Kaiser und seinen nunmehrigen Ratgebern gelingen werde, den innern Frieden zu sichern nicht durch Polizeimaßregeln, sondern vor allem durch wirksame soziale und wirtschaftliche Reformen und nach außen dem Reiche das zu verschaffen, was wir auch vom Standpunkte der inneren Politik aus am meisten bedürfen, eine Erweiterung unsres Wirtschafts- und Kulturgebiets, worauf diese Blätter immer und immer wieder hingewiesen haben und hinweisen werden. Die letzten Maßregeln unsrer Kolonialpolitik geben uns die Hoffnung, daß die Zeit des geduldigen Zuwartens vorüber ist und eine Zeit energischen Handels anbrechen wird.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom fünften Evangelisch-sozialen Kongreß. Die Zeitungsberichte über den diesjährigen Kongreß, der am 16. und 17. Mai in Frankfurt a. M. abgehalten worden ist, haben zwar gewaltiges Aufsehen erregt, aber von der Fülle herrlicher Gedanken, nützlicher Anregungen und thatsächlicher Belehrungen, die da